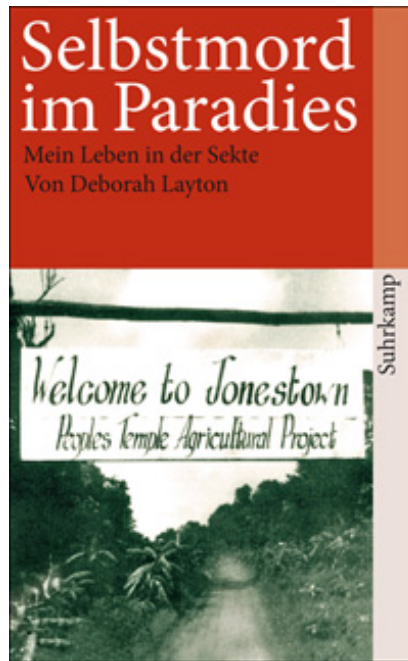


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Layton, Deborah
Selbstmord im Paradies

Mein Leben in der Sekte
Aus dem Amerikanischen von Sibylle Mall. Herausgegeben von Carrie Asman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4003
978-3-518-46003-0

suhrkamp taschenbuch 4003

Er hatte ihnen das Paradies auf Erden versprochen. Und sie sind ihm gefolgt – bis in den Tod. Vor dreißig Jahren geriet die US-Sekte People's Temple in die Schlagzeilen der internationalen Presse. Ein regelrechtes Massaker hatte am 28. November 1978 in Jonestown (Guyana) stattgefunden, 913 Menschen starben, darunter 276 Kinder. Opfer eines charismatischen Führers, James Warren Jones. Was treibt Menschen dazu, sich in ein System der Unterdrückung und Manipulation zu begeben, das sie mit dem Leben bezahlen?

Deborah Layton, die neun Jahre lang Mitglied der Sekte war, konnte ein halbes Jahr vor dem Massaker aus Jonestown fliehen. Zwanzig Jahre später schrieb sie diesen eindrucklichen Bericht. Ein Buch mit Wucht. Ein Buch, das auf fesselnde Weise aufklärt. Ein Buch von beängstigender Aktualität.

Deborah Layton, 1953 geboren, wuchs in Berkeley, Kalifornien auf. Heute lebt sie in der Nähe von San Francisco.

Deborah Layton
Selbstmord im Paradies

Mein Leben in der Sekte

Aus dem Amerikanischen von
Sibylle Mall

Herausgegeben von
Carrie Asman

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel
Seductive Poison
An Anchor Book, published by Doubleday
© 1998 Deborah Layton

Umschlagfoto: Grey Robinson/San Francisco Examiner

suhrkamp taschenbuch 4003

Erste Auflage 2008

© 2005 Parthas Verlag

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des Partas Verlags
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46003-0

I 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

Selbstmord im Paradies

Mein Leben in der Sekte

Für Lauren Elizabeth, meine Tochter, die mich mit ihren Fragen forderte und mir die Kraft gab, zurückzublicken und mich der Dunkelheit zu stellen

Im Andenken an meine Mutter, Lisa Philip Layton, und an ihre Mutter Anita Philip, die aus Hamburg nach Amerika gingen, um Auschwitz zu entkommen

... und die 913 Kinder, Jugendlichen und Familien, die sich in Jonestown das Leben genommen haben oder ermordet wurden

Prolog

Morgens um halb fünf fahre ich über die San-Francisco-Bay-Bridge, höre dabei Radio und stimme mich langsam – wie so oft in den letzten zehn Jahren – auf einen hektischen Tag in einer Brokerfirma ein. Der Sprecher berichtet, dass das FBI den Sitz einer skurrilen Sekte, die sich Branch Davidians nennt, in Waco, Texas, umstellt habe. Wir schreiben das Jahr 1993. Mein Puls und meine Gedanken rasen angesichts der scheinbaren Ignoranz gegenüber dieser Gruppe, die aus den Fragen und Kommentaren spricht.

Selbst ernannte Experten spekulieren darüber, weshalb die Sekte sich von der Außenwelt abgeschottet und nun eine gefährliche Konfrontation provoziert habe. Ich dagegen frage mich, ob sie diese tatsächlich provoziert hat oder ob sie nicht vielmehr in diese Sackgasse gedrängt wurde? Aber eigentlich kenne ich die Antwort. Mein Kopf füllt sich mit Stimmen, die ich immer zum Schweigen bringen wollte. Das Geflüster der Mütter, das Geschrei der Babys, das sanfte Weinen einer Großmutter. Menschen rennen umher, ich rieche den Staub, der von dem Durcheinander in die Luft gewirbelt wird. Father ruft ...

Kaum höre ich das Radio noch. Jemand berichtet, wie das FBI das Gelände der Davidianer mit lauter Musik beschallt und Flutlichter direkt auf die Gebäude richtet, um die Bewohner in Angst zu versetzen und sie herauszutreiben. Vielleicht wird auch Tränengas eingesetzt.

In der Falle, gefangen, allein, voller Angst ... Ich kann ihre Gedanken hören, ihren Schmerz empfinden. Ich verstehe, was sie festhält, sie daran hindert, sich zu ergeben. Denn ich war einmal an ihrer Stelle. Ich bin eine von ihnen.

Tonbänder spulen in meinem Kopf ab. Erinnerungen kapultieren mich zurück: in die Angst, in den Wahn, in die Dunkelheit von Jonestown.

Ich sehe ihn vor mir, den zentralen Pavillon des Geländes im Herzen des Dschungels. Menschen rennen umher. Ich höre ihre panischen Stimmen. Father ruft ...

Seine Stimme ist erregt. Schreiend tönt sie aus allen Lautsprechern, die über das Gelände verteilt sind. Die Gefahr ist nah. Im Hintergrund höre ich eine Sirene heulen.

»Sicherheitsalarm! Weiße Nacht! Weiße Nacht! Schnell, wacht auf! In den Pavillon! Bringt euch in Sicherheit! Lauft, Mütter! Schnell, Kinder! Ihr müsst es schaffen . . .!«

Aus einem schweren und entsetzlich traumlosen Schlaf auffahrend, springe ich verwirrt aus meinem Bett, taste die Holzdielen ab; kann meine Stiefel nicht finden, kämpfe mit der Hose. Ich finde den Einstieg für die Beine nicht.

Gott, es muss nach Mitternacht sein. Verdammt, ich will nicht ohne meine Stiefel sterben! Ich will dem Feind nicht auf Socken gegenübertreten. Ich tappe im Dunkeln umher, in panischer Angst, zu spät zum Pavillon zu kommen, vor allem Angst vor der Konfrontation und der Bestrafung, die mich erwartet, wenn ich zu lange brauche.

Mein Hemd riecht nach dem Schweiß tagelanger Feldarbeit. Endlich bekomme ich meine ausgetretenen und ramponierten Stiefel zu fassen, durchtränkt vom Schlamm und der Feuchtigkeit des sintflutartigen Regens vom Vorabend. Ich haste nach draußen zur Außentreppe im hellen Mondlicht.

Dort sehe ich die anderen sich beeilen, sich ihre Hemden überstreifen, die Hosen zumachen, aus ihren Hütten stolpern, ein paar mit Babys auf den Armen. Alle rennen auf den vermeintlich sicheren Pavillon zu, unserer Zuflucht, dem Ort, an dem Father uns beschützen wird.

Aus dem Dschungel um uns herum ist Maschinengewehrfeuer zu hören. Father warnt uns vor den Söldnern, die sich da draußen aufhalten. Er warnt uns täglich vor dem Feind, vor den »anderen«, denen, die gegen uns sind. Ich schließe aus den lauter werdenden Geräuschen, dass sie sich nähern. Immer wieder hat er uns davon erzählt, dass sie uns Böses antun werden. Mit jedem Sirenengeheul wird unsere Existenz in Jonestown erneut bedroht. Ich habe Angst, will nicht getötet werden. Ich habe nichts Unrechtes getan, diese armen schwarzen Großmütter auch nicht. Bitte, warum müssen die Kinder leiden? Sie wurden von ihren Eltern hierher-

gebracht, von jungen Erwachsenen, die fest daran glaubten, ihnen hier ein besseres Leben zu ermöglichen, ein Leben ohne Rassismus und Unterdrückung. Hier in Guyana, dem Gelobten Land, würden sie eine Chance haben, ein erfülltes Leben zu leben, das hatte uns Father versprochen.

Die Stimmen aus dem Autoradio holen mich wieder in die Gegenwart zurück. Gepanzerte Fahrzeuge sollen unterwegs sein zum Gelände der Davidianer. Panik steigt in mir hoch. O Gott, ich sollte etwas unternehmen, mich mit dem FBI in Verbindung setzen, sie warnen. Ich weiß, dass ihre schroffe, militärische Sprache die Betroffenen nur noch tiefer verstören wird. Welcher Mensch würde sich selbst bei klarem Verstand in die »Sicherheit« solch einer Einschüchterung begeben? Hat das FBI denn noch immer nicht begriffen, wie ein Gefangener Gefahr wahrnimmt? Wenn ich nur helfen, wenn ich nur verhindern könnte, dass dieser Wahnsinn noch einmal geschieht! Aber was soll dann aus mir werden, wenn ich mich einmische? Wie könnte ich meine Geheimnisse bewahren, wie meine kleine Tochter davor schützen?

In meiner Erinnerung schwillt der Klang der Gewehrsalven aus dem Dschungel an. Heute Nacht werden die Brüllaffen ihr Gekreische nicht anstimmen. Weiter renne ich in meinen schlammverkrusteten Stiefeln, an den Wellblechhütten vorbei, an den Außenduschen aus Holz, in denen wir uns nach einem Zwölfstundentag auf den Feldern zwei Minuten lang säubern dürfen. Die kühle Luft belebt meinen müden Verstand. Warum heute Nacht? Warum schon wieder? Einmal in der Woche wird uns erzählt, dass wir sterben werden. Jede Woche müssen wir angebliches Gift trinken, jede Woche wird uns der Tod versprochen, die Erlösung von diesem elenden Leben. Ich hoffe, dass es heute Nacht das letzte Mal ist. Ich bin so unendlich müde. Vielleicht ist der Tod wirklich besser als das Leben.

Ich frage mich, ob meine Freundin Annie es zeitig genug in den Pavillon schafft, um Fathers Zorn zu entgehen. Ob jemand Mutter auf dem schmalen Pfad von ihrer Hütte helfen wird? Ich klettere auf den Zaun am Podium und setze mich in Fathers Nähe. Sein großer, weißer Sessel hat Arm-

lehnen, ein Sitzkissen und eine Rückenlehne. Alle anderen sitzen auf harten Bänken oder dem Lehm Boden. Schon als wir unsere Plätze einnehmen, wissen wir, dass es viele Stunden dauern kann, bis wir die »Sicherheit« des Pavillons wieder verlassen dürfen.

Die Weiße Nacht wird so zum Tag. Eine weitere Nacht ohne Schlaf gleitet in die Dämmerung. Ich spüre meinen Po nicht mehr, all meine Empfindungen sind betäubt, die Reflexe erlahmt, mein rauer Mund schmerzt, denn ich beiße mir auf die Lippe, um wach zu bleiben. Immer mehr überschweben mich Fathers wahnsinnige Tiraden, seine Prophezeiungen über unseren bevorstehenden Untergang. Als die aufgehende Sonne unsere erschöpften Körper erwärmt, hat die Schießerei endlich aufgehört. Wir stellen uns vor, dass die Söldner während der Hitze eine Pause machen, eine Pause in diesem pochenden Flimmern, das unsere Energie und unsere Lebenskraft aufsaugt, um sie dann wie Trockenfleisch auszudörren. Jetzt sitzen nur noch willenlose Automaten im Pavillon, durch das Wimmern der Kinder an ihren Hunger erinnert. Wir sind nur noch die Hülle menschlicher Wesen und warten auf weitere Anweisungen.

Plötzlich teilt Father uns mit, wir seien gerettet: Die Söldner seien wunderbarerweise abgezogen und wir wieder frei, unser Leben zu genießen. Er schickt ein paar der Küchenkräfte los, damit sie etwas zu essen für seine Krieger in diesem Kampf zubereiten. Erschöpft nippen wir die Reiswassersuppe und knabbern an Brotkrümeln, den Resten einer vergangenen Mahlzeit. Ein neuer Tag ist angebrochen. Father fängt an zu summen, und die Pianistin stimmt eine melodische Begleitung an. Father steht auf und singt: »Wir werden nicht ... Wir werden nicht weichen. Wir werden nicht ... Wir werden nicht weichen«, lächelt und klatscht in die Hände. Wir alle stehen auf und singen. Wieder einmal haben wir dem Feind einen Kampf geliefert und gesiegt!

Seit der Zerschlagung der Branch-Davidian-Sekte wandern meine Gedanken immer wieder in die Vergangenheit. Alte

Wunden wurden aufgerissen. Durch die neugierigen Fragen meiner sechsjährigen Tochter kehren sie wieder und wieder in diese Dunkelheit zurück.

»Mama? Wo ist denn das Grab von Oma Nanni? Warum können wir es nicht besuchen?«

So werden gut verpackte Geheimnisse meiner Vergangenheit vorsichtig aufgedeckt. Geheimnisse, die von meiner Mutter an mich weitergegeben wurden. Letztlich waren es Unwahrheiten, die uns auf der Suche nach Antworten in eine andere trügerische Welt, die des People's Temple, nach Jonestown geführt haben.

Ich dachte, ich könnte die Vergangenheit für immer verborgen halten, so wie meine Mutter es in meiner Jugend getan hatte. Aber das ist nun nicht mehr möglich, und es ist nicht gesund. Ich muss zu dem beklemmenden Chaos meiner Jugend zurückkehren, um mein Leid und meine Scham zu begreifen, und die Geheimnisse meiner verdrängten Geschichte aufdecken. Ich muss das Muster gut gemeinter Täuschungen aufbrechen, das schon von den Eltern an ihre Kinder weitergegeben wurde.

»Warum ist Onkel Larry im Gefängnis? Er ist doch nicht böse, Mama . . . oder?«

Wie kann ich einem Kind erklären, dass es meine Flucht aus Jonestown war, sechs Monate vor dem Massenselbstmord, die meinen Bruder zum Faustpfand werden ließ? Meine Mutter lag mit Krebs im Sterben. Er war die einzige Geisel, die Jones benutzen konnte, um mich zur Rückkehr oder zum Schweigen zu zwingen. Mein Bruder muss unter großem Zwang gestanden haben, vielleicht war er auch in Panik, als er den Befehl befolgte, auf Menschen zu schießen. Warum ist er der Einzige, der für Jones' Wahnsinn zur Verantwortung gezogen wurde, einen Wahnsinn, der von Tausenden, wenn auch unbewusst, umgesetzt wurde?

Ich war eine von ihnen. Alleine, niemandem Rechenschaft schuldig, habe ich meine Schande weggeschlossen. Aber das unschuldige Fragen meiner Tochter hat mich darin bestärkt, mich wieder – nach 20 Jahren – mit dem grauenvollen Ereignis auseinander zu setzen.

»Warum bist du nicht einfach gegangen, als Jim böse wurde?«

Ich weiß es nicht. Warum hat es so lange gedauert, bis ich die Zeichen der Gefahr wahr- und schließlich ernst genommen habe? War es meine Naivität? Vielleicht hielt mich mein kindlicher Glaube an die Güte meines eigenen Vaters davon ab, die Wahrheit zu erkennen? Eine gute und gehorsame Tochter zu sein war für mich scheinbar nicht mit Skepsis und der Infragestellung von Autorität zu vereinbaren.

»Hätten sich die Kinder nicht weigern können, den Saft zu trinken, Mama? Ich hätte meine Lippen fest zusammengepresst und ihnen nicht erlaubt, es zu tun.«

Wie kann ich ihr verständlich machen, was Menschen unter extremem Druck oder aus dem verzweifeltsten Bedürfnis heraus, zu gefallen, zu tun bereit sind? Wie sie sich dafür entscheiden können, sich eher selbst das Leben zu nehmen, statt den Befehl zu verweigern und so einen noch brutaleren Tod durch den »Feind« oder die bewaffneten Wärter ihrer eigenen Gruppe zu riskieren?

Die Unschuld meiner Tochter bringt mich dazu, in mich hineinzuhören, in die Regionen, in denen die schmerzhaften und erschreckenden Erinnerungen lagern. Aber um diese ertragen zu können, muss ich erst lernen, mit meiner Scham fertig zu werden. Ich muss mich meinem Verrat gegenüber meiner Mentorin und Freundin Teresa B. stellen, deren Vertrauen ich für das eigene Überleben missbrauchte. Um meine Treue zum People's Temple zu beweisen, verriet ich ihre Geheimnisse und schickte sie damit in ein Fegefeuer, aus dem sie nur knapp entkam.

Es hilft nicht, sich klar zu machen, dass wir alle dazu erzogen wurden, zu spionieren und übereinander zu berichten – über unsere Familien, geliebte Menschen, Freunde. Die Loyalität Father gegenüber erzwang dies. Schon die Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe, jegliche Zuneigung für die eigene Familie bedeutete eine Verletzung dieser Loyalität.

»Du sollst keinen Gott haben neben mir.«

Ich war nicht in Versuchung geraten, meine Mutter zu melden. Die einzige Alternative dazu aber war gewesen, mich

zurückzuziehen. Es erforderte all meine Stärke, meine Angst vor ihr zu verbergen. Ich fürchtete, dass sie sich durch ihre Ehrlichkeit selbst in große Gefahr bringen könnte, indem sie Jim Jones ihre Ängste und Befürchtungen über Jonestown beichtete. Mutters Geheimnisse waren bei mir sicher. Und dennoch verfolgt mich immer noch, dass ich keine andere Möglichkeit gesehen hatte, als sie im Stich zu lassen. Ich wusste um den Schmerz, den ihr mein allmählicher Rückzug bereiten musste. Sie hatte Angst, war krank und bedurfte meiner Gesellschaft, doch ich war nicht imstande, ihr die nötige Liebe und Zuneigung zu geben. Ich entkam und ließ sie zurück, als sie mich am dringendsten gebraucht hätte. Ich ließ sie im Stich, um mich selbst zu retten. Wie kann man solch furchtbare Dinge tun? Warum waren wir unfähig, die Korruption zu durchschauen, Fathers Bluff aufzudecken und vor dem Ende damit Schluss zu machen? Wir hatten einen friedlichen Auszug in ein »Land der Freiheit« unternommen, nur um mitzuerleben, wie sich unser Leben im Gelobten Land in die elende Existenz eines Gefangenelagers verwandelte. Unsere Träume lösten sich in Zwölfstundentagen harter Arbeit auf, von morgens bis abends überwacht von bewaffneten Wärtern. Wir erhielten kaum genug Essen zum Überleben, und viele wurden wegen der schlechten Ernährung krank.

An Sonntagen standen wir in einer langen Schlange auf dem hölzernen Pfad an den Küchenbaracken vorbei von der unbefestigten Straße bis zum Funkraum, an dessen Tür Father saß. Die Reihe der 1000 bewegte sich nur langsam vorwärts, da Father zu jedem Bewohner sprach und als wöchentliche Leckerei einen süßen Maniokkeks austeilte. Schließlich stand ich vor ihm, und er reichte mir liebevoll die Delikatesse.

»Debbie, meine kleine Kriegerin«, sagte er mit traurigem Lächeln, »es war eine harte Woche, aber am allerhärtesten war sie für mich. Ich bin derjenige, der sich um euch und eure Zukunft sorgt, während ihr schlaft. Hier mein Kind, genieße meine Gabe, meine Belohnung. Die Küchenleute haben sie für euch gebacken, obwohl die Zutaten eigentlich zu

teuer sind und wir uns einen solchen Luxus nicht leisten können.«

»Danke, Father.« Respektvoll schlug ich meine Augen nieder, schlich weiter, um den Nachfolgenden ihre persönliche Begegnung mit Father zu ermöglichen, und behielt meine Gedanken für mich. Aber schon im Weggehen fragte ich mich, warum wir nicht genug Geld hatten, wo doch Teresa, Carolyn, Maria und ich Millionen von Dollar auf Konten in Panama gebracht hatten. Teresa und ich waren sogar nach England, Frankreich und in die Schweiz geflogen, um weitere Konten zu eröffnen. Carolyn und Jim hatten gesagt, dass wir dies tun müssten, damit die Regierung uns das Geld nicht wegnehmen könne, und dass Jim das Vermögen für die Menschen nutzen würde, sobald die Zeit gekommen sei. Aber warum tat Father so, als ob wir nichts hätten? Warum konnten wir nur knapp überleben, wenn wir doch Millionen von Dollar im Ausland besaßen?

Der Gedanke daran, wie tapfer und verzweifelt wir durchhielten, ist schmerzlich. Nur ein paar wenige Menschen hatten das Glück, an einem anderen Ort zu sein, als der Befehl zum Selbstmord gegeben wurde. Diejenigen, die sich in der Hauptstadt aufhielten, 250 Kilometer entfernt, töteten sich nicht, als Father ihnen über Funk den Befehl dazu gab. Schon diese an sich geringe Distanz ermöglichte ihnen, selbständig zu denken . . . und sie entschieden sich für das Leben.

Uns Überlebenden bleibt die Aufgabe, einen Sinn zu finden in dem Verlust, den so viele erlitten haben. Die Davongekommenen, ob sie in Jonestown gelebt oder nur dem People's Temple in den Vereinigten Staaten angehört haben, müssen mit leise pochendem schlechten Gewissen weiterleben. Wir haben unsere Scham, Verzweiflung und Furcht abgetrennt, haben darum gekämpft, uns von den falschen Vorstellungen zu lösen, die wir von uns selbst hatten.

Um die Fragen meiner Tochter beantworten zu können, muss ich erst Antworten für mich selbst finden. Für unser beider Wohlergehen muss ich wieder in die Dunkelheit hinabsteigen. Auch wenn ich mich vor dem fürchte, was ich dort finden mag, muss ich mich erinnern.

I

Ob glücklicher Zufall oder Gotteswunder –
wir Überlebenden wissen alle:
Die Besten von uns sind nicht zurückgekommen.

Viktor E. Frankl, »Man's Search for Meaning«

Schatten und Geheimnisse

Meine Mutter war mir immer schon ein Rätsel. Sie war schön, oft schweigsam und zeichnete gern Frauenporträts. Ihre Zeichenmappe klappte sie aber immer zu, sobald ich unerwartet in den Wintergarten trat. Ich hatte dabei häufig das Gefühl, einen fremden Menschen zu stören und etwas sehr Intimes zu unterbrechen. Sie kam mir wie ein Schatten vor, der meine Unvollkommenheit in einen schützenden Schleier hüllte. Stets sanft und liebevoll, verhätschelte sie mich und fragte mich ständig nach meinen Gedanken aus. Ich fühlte, wie sie um mich besorgt war und mich schützen wollte, doch ich wusste nicht, wovor. Ich wiederum hatte von klein auf das Bedürfnis, *sie* zu beschützen.

Jeden Abend legte sie sich neben mich und las mir laut vor. Ich liebte den Klang ihrer Stimme, er war warm und beruhigend. Mein Lieblingsgedicht war Walter de la Mares »Schlafmütze«. Mutters Art, die Worte auszusprechen, lullten mich ein. Ich bat sie immer wieder, es mir vorzulesen, besonders einen Teil:

*Komm mit fort,
Kind, und spiele
heiter mit den Zwergen;
In einem Hügel
grün und rund,
da ist ihr Zuhause.*

*Honig süß,
Quark zum Essen,
Sahne und Getreidebrei,
Muscheln und Perlen,
Mohnsamen,
in Fülle wirst du sie haben.*

*Doch als ich mich im schwachen Mondlicht bückte
Um in Schub und Strumpf zu schlüpfen*

*Verklang traurig der süße Gesang,
Und das Morgenlicht brach herein.*

Nach dem fünften Vorlesen, wenn wir das Vaterunser zu Ende gesprochen hatten, flehte ich sie an, nicht wegzugehen. Wenn sie schließlich doch aufstand, mich sanft auf die Wange küsste und dann die Tür hinter sich schloss im Glauben, ich schliefe, weinte ich. Sie schien traurig wie eine Märchenprinzessin in einer vom Graben umschlossenen Burg, und ich trauerte um sie.

Meine Mutter Lisa wurde 1915 als Tochter von Anita und Hugo Philip in Hamburg geboren. Auch wenn sie nur wenige Geschichten aus ihrer Kindheit mit mir teilte, so gewährte sie mir doch ein paar Einblicke. Mein Vater brüstete sich gerne mit ihrem Leben. Ich wusste, dass sie in Hamburg in einer Welt voller Kunst und Kultur aufgewachsen war. Konzertmusiker spielten regelmäßig in ihrem außergewöhnlich modernen Haus, das von einem angeheirateten Cousin, Ernst Hochfeld, einem der Wegbereiter des Bauhaus, entworfen und gebaut worden war. Das Haus hatte eingelassene Vitrinen für die umfangreiche Kunstsammlung, eine klimatisierte Kammer für Großvaters Tabak und seine Zigarren, und das geliebte Musikzimmer, in dem Mutters Steinway und die Guadagnini-Geige ihres Vaters standen.

Mutter erklärte mehrfach, dass die nackte Bronzefigur in unserem Wohnzimmer kein Objekt der Belustigung sei, sondern »Die Erwachende«, eine berühmte Skulptur von Klimsch, und dass sie sie liebe. Ich hatte gehört, dass ihr Vater sie zusammen mit einigen anderen Wertgegenständen aus Deutschland hierher gebracht hatte. Warum ihre Eltern keine Umzugsfirma beauftragt hatten, um ihren ganzen Besitz von Hamburg nach Amerika zu transportieren, wurde mir nie erklärt. Sie hatten wunderschönes Silberbesteck, das wir täglich benutzten, einige exquisite Schmuckstücke, die Mutter in einem seidenbestickten Schmuckkästchen aufbewahrte, und einige große Kunstwerke, Bilder und Skulpturen, die Opa Hugo und Oma Anita persönlich nach Amerika gebracht hatten.

Ich liebte es, die Geschichten über jedes einzelne Kunstwerk zu hören. Eine Radierung von Albert Einstein hatte das Genie selbst signiert, die Hände so dreckig, dass man seine Fingerabdrücke deutlich neben der Unterschrift sehen konnte, und eine Radierung von Pablo Casals beim Stimmen seines Cellos war ebenso vom Maestro signiert. Beatrice d'Este di Ferrara blickte von einem Gemälde an der Wand in der Bibliothek, das mein Großvater in Italien in Auftrag gegeben hatte. Sie trug eine Kopfbedeckung aus Leder und Perlen und war in ein kastanienbraunes Kleid gehüllt, darüber ein tiefschwarzer Umhang aus Samt. Ich wünschte mir oft, dass die Statue auf dem Tisch sich an dem Tag, an dem sie dem Künstler Modell gestanden hatte, etwas angezogen hätte. Diese wunderschöne, ausgestreckte Frau aus Bronze reckte sich auf Zehenspitzen, mit nackten, festen Brüsten und langen, schlanken Beinen. Die Beine meiner Mutter waren ebenfalls schön. Ich genoss es, morgens auf ihrem Bett zu sitzen und ihr dabei zuzusehen, wie sie die Strümpfe über ihre Knöchel zog, zuerst ihre Zehen bog und dann ihre Beine in die Luft streckte, um die Strümpfe an einem schwarzen Strumpfband zu befestigen. Meine Mutter war das, was ich werden wollte: ein bezauberndes Rätsel.

Ich spürte, dass sie ihr Leben in Deutschland vermisste. Die Vergangenheit schien sie aufzufressen und zugleich zu trösten. Als ich dann ein wenig älter war, stellte ich mir vor, wie es wohl gewesen sein musste, den Ort zu verlassen, den man liebte, alle Freunde und Verwandte, und sie nie wiederzusehen. Erst Jahre später begriff ich, wie sehr die Welt meiner Mutter mit Kummer, Schuld und Reue angefüllt war. Und es dauerte wiederum Jahre, bis ich erfuhr, warum. Lange bevor ich auf die Welt kam, hatte meine Mutter damit begonnen, sich in einen Kokon einzuspinnen. Von diesem Ort des Trostes aus erfand sie ansprechende Geschichten und gab sie an ihre Kinder weiter, als Schutzschild gegen schmerzhaftere Wahrheiten, die sie nicht erzählen konnte. Besonders gerne hörte ich von den Anfängen meiner Existenz. Meine Geburt war scheinbar eine bedeutsame Angelegen-

heit gewesen. Ich liebte die schönen Geschichten über lange Diskussionen und das Betteln meiner großen Schwester Annalisa um ein Geschwisterchen. Mutter erzählte, dass sie sich »nur noch ein« Baby gewünscht hätte. Ich wuchs in dem Wissen heran, das einzige wirklich geplante Kind zu sein, da meine Schwester mit ihren acht Jahren meine Eltern erfolgreich davon überzeugt hatte, sie würde für mich sorgen. Die Wahrheit war jedoch eine andere. Erst jetzt ist mir klar geworden, dass meine Zeugung am Abend des 10. Mai 1952 stattgefunden haben muss, an ebenjenem Abend, als meine Mutter erfuhr, dass sich ihre Mutter das Leben genommen hatte. Ich stelle mir vor, dass es eine Nacht voller Tränen und tiefer Verzweiflung gewesen sein muss, in der mein Vater meine Mutter hielt und tröstete und versuchte, ihr das Gefühl erdrückender Schuld zu nehmen. Am 7. Februar 1953, genau neun Monate nach dem Tod Oma Anitas, kam das in der Trauer gezeugte Kind in Tooele, Utah, auf die Welt. Obwohl ich ihr sehr viel bedeutete und sie meinen endlosen Fragen aufmerksam zuhörte, schien sie doch traurig, gedankenverloren und manchmal seltsam scheu mir gegenüber. Ich erinnerte sie vielleicht an ihre Mutter, die sie im Stich gelassen hatte. Irgendwo tief in ihrem Herzen muss meine Mutter sich nach dem Ursprung meiner Seele gefragt haben.

10. Mai 1952

Meine Freunde,

ihr sollt wissen, dass ich eine gute, anständige Amerikanerin bin. Aber ich war eine Klatschtante und habe mich in einem Netz von Intrigen verfangen. Ich habe nicht mehr die Kraft, mich daraus zu befreien.

Vergesst mich nicht, ihr geliebten Kinder und Familie.

Und du, Hugo, vergib mir.

Lebt wohl. Ihr alle habt die Menschen so sehr geliebt!

-A.-

Am Morgen ihres Selbstmords hinterließ Oma Anita ein auf Deutsch verfasstes Schreiben, das zu diesem Zeitpunkt